

Württemberg.

Juffenhausen, 16. April. (Mit dem Motorrad verunglückt.) Einen Motorradunfall erlitten zwei Dörfler am letzten Samstag in der Nähe von Böblingen. Ludwig Böhm und Ludwig Schöber führten vom Kade, weil ihnen ein betrunkener Wanderbursche ins Rad fiel und in dem Augenblick vom Fußsteig heruntertrat, als sie an ihm vorbeifahren wollten. Der erstere mußte ohnmächtig mit schweren Verletzungen ins Bezirkskrankenhaus Böblingen eingeliefert werden, wogegen der letztere mit leichteren Verletzungen davonkam.

Tübingen, 16. April. (Der Ueberfall in Dettingen.) Drei Gestrafften mit Nationalsozialisten wählten in der Nacht vom 25. Januar in Dettingen a. E. Salt, um einige ihrer Insassen, die von einer Versammlung in Urach kamen, auszuweisen zu lassen, weil sie in Dettingen zu Hause waren. Dabei kam es zu einem Ueberfall auf die Nationalsozialisten durch Kommunisten, die aus benachbarten Wirtschaften herbeigerufen worden waren und offenbar die Nationalsozialisten gewarnt hatten. Die Wagen wurden mit allen möglichen Gegenständen beworfen. Die Nationalsozialisten schrien sich zur Wehr und es kam zu einer Schlägerei, wobei die Kommunisten zurückgedrängt wurden. Sie rückten aber immer wieder nach und es bedurfte des Eingreifens eines Polizeiwachmeisters, der schließlich mit der Pistole in der Hand die Abfahrt der Nationalsozialisten ermöglichte. Wegen dieses Ueberfalles hatten sich vor dem erweiterten Schöffengericht 15 Dettinger zu verantworten. Es wurden 60 Franken vernommen. Die Angeklagten erhielten wegen Landfriedensbruch Gefängnisstrafen von 3 bis zu 10 Monaten.

Überdies, 16. April. (Gläubigerverammlung des Bankhauses Gohl.) Am Montag nachmittag fand in der „Linde“ eine Gläubigerverammlung der Gohl'schen Bankkommandite hier statt, da diese Bank die Zahlungen eingestellt hat. Es wurde ein Ueberblick über den Stand der Bank gegeben, nach dem der Bankinhaber glaubt, bei einem Verzicht 60 Prozent, vielleicht etwas mehr leisten zu können. Diese Bilanz muß aber nachgeprüft werden. Es wurde ein Gläubigerausschuß bestellt. Die Generalbank und die Oberamtsparkasse haben sich zu einer Diskussion bereit erklärt. Die Gläubigerverammlung beauftragte zur Durchführung des gerichtlichen Vergleichsverfahrens Rechtsanwalt Schellhorn II. Kottweil, der zur Leitung der Versammlung berufen wurde und der zur Anwendung des Konkurses das Vergleichsverfahren ebenfalls auf Grund des Angebots von 60 Prozent der Forderungen. Das Bankhaus Gohl hört nach Abwicklung der Liquidationsgeschäfte zu bestehen auf. Dr. Mähler von der Handelskammer Kottweil sprach in beruhigender Weise zu den Gläubigern.

Kottweil, 16. April. (Verurteilung des Schwurgerichts.) Das Schwurgericht hat die 24 Jahre alte ledige Frida Krebber von Gailingen bei Konstanz, die am 22. November d. J. auf der Landstraße Kottweil-Konstanz auf den Ingenieur Wilhelm Gohl von Stuttgart, der sie in seinem Personentransportwagen mitführen ließ, einen scharfen Schuß abgegeben hatte, der den vor der Angeklagten am Steuer sitzenden Gohl in die rechte Rückenlehne traf und das rechte Hinterhauptbein verletzte, zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Die Anklage hatte auf verurteilten Mord gelautet. Wegen Gefährdung der Sittlichkeit war während der Verhandlung die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Kottweil, 16. April. (Wegen Mordes zum Tode verurteilt.) Das Schwurgericht hat in seiner heutigen Sitzung den 48 Jahre alten Banarbeiters Johannes Stieh von Kottweil, der am 17. Januar seine Frau auf offener Straße mit der Art erschossen hat, wegen Mordes zum Tode verurteilt.

Vom Bodensee, 16. April. (Doch bringt das Lied vom draben Mann.) Infolge des starken Windes kenterte zwischen Lindau und Bregenz auf der Höhe der sog. Galgeninsel ein Segelboot, in dem der 22 Jahre alte Student Kosterich und der 19jährige Schüler Ledl gefahren waren. Beide fielen ins Wasser, konnten sich aber an dem gefestigten Boot festhalten. Ihre Hilferufe wurden von dem Fischermeister Beck vernommen, der am Strand beschäftigt war. Er eilte sofort mit einem Boot zu Hilfe und konnte die Weiden, denen bereits die Kräfte zu schwinden drohten, retten und das Boot bergen.

Beck hat schon eine Reihe von Menschenleben gerettet und dafür verschiedene Auszeichnungen erhalten.

Der Fall Jacobowitsch-Kieule

Stuttgart, 15. April. Sanitätsrat Dr. Reimböcker erklärte in einer Unterredung mit einem Vertreter des „Schwäbischen Merkur“, daß es sich in dem von ihm beobachteten Fall um einen unverantwortlichen Kunstfehler und schwere Körperverletzung von Seiten der Frau Dr. Jacobowitsch-Kieule gehandelt habe. Wenn das junge Mädchen mit dem Leben davonkam, so sei das dem Eingriff von Dr. Bardet zu danken, sie sei aber durch die notwendige Entfernung des Uterus zeitweilig verstimmt. Einer ehrengerichtlichen Verhandlung wegen des angeblichen Verstoßes gegen die Kollegialität sei er, Dr. Reimböcker, mit größter Freude entgegen.

Ein mutiger Lebensretter

Stallangen, 14. April. (Mittwoch.) Richtig befand sich an einem schönen Nachmittag ein Radfahrer auf dem Wege zwischen hier und Oberdorf, als er plötzlich die Bahngrenzung machte, daß ein älterer Mann, der einige hundert Meter vor ihm des gleichen Wegs zu Fuß ging, anscheinend einen Schwindelanfall erlitt, umfiel und nach einigen Wendungen am Straßenrand die ziemlich freie Böschung hinunterfiel, um in den dort unmittelbar vorbeischießenden Bach zu fallen. Der Radfahrer fuhr in schnellstem Tempo an die Unfallstelle, konnte aber nur noch feststellen, daß der Unglückliche bereits in dem trübigen Wasser spurlos verschwunden war. Erst nach längerem Suchen entdeckte er durch Zufall einen noch aus dem Wasser ragenden Absatz von einem Stiefel. Rasch entschlossen sprang er ins Wasser, um den bereits mit dem Tod ringenden zu retten. Dieser umklammerte ihn jedoch krampfhaft und riß ihn mit in einen weit über mannshoch gefüllten Gumpen. Nur mit größter Anstrengung und unter eigener Lebensgefahr gelang es, den bereits Bewußtlosen an Land zu bringen. Wäre nicht zufällig dieser einzelne Radfahrer des Wegs gekommen, so wäre das Schicksal des andern befehle gewesen.

Die Verteilung des Ausgleichs 1930

Am 11. April hat der Steuerverteilungsausschuß auf Grund der Vorarbeiten seiner Geschäftsstelle und Arbeitsausschüsse über die Verteilung des Ausgleichs 1930 endgültige Beschlüsse gefaßt. Von 212 Zuschnanträgen konnten 176 berücksichtigt, die übrigen 36 mußten abgewiesen werden. Der sog. Zuschußbedarf — insgesamt 7.911.700 M.M. — wurde für jede Gemeinde nach den gleichen Richtlinien ermittelt, bei Bemessung des Zuschusses auf Grund des Zuschußbedarfs aber die allgemeine Leistungsfähigkeit jeder Gemeinde, insbesondere soweit sie in der Höhe der Ertragssteuerverhältnisse und dem Vermögensanteil für die Beteiligung an der Einkommen- und der Körperschaftsteuer zum Ausdruck kommt, in bestimmter Weise berücksichtigt. Die Ausfertigung der Zuschußbeschlüsse an die Gemeinden und die Anweisung der gewährten Zuschüsse zur Auszahlung auf die den Ausgleichsstock verwaltende Staatskassastelle werden so rasch wie möglich erfolgen. Sollte die von einer Gemeinde für 1930 tatsächlich erhobene Gemeindefinanzlage niedriger sein, als bei Bemessung des Zuschusses auf Grund des Zuschußantrags angenommen worden war, so muß das zu viel Gewährte dem Ausgleichsstock wieder gutgebracht werden.

Es ist ziemlich sicher damit zu rechnen, daß die Frist für die Einreichung der Anträge auf einen Zuschuß aus dem Ausgleichsstock 1931 bei der Gemeindeaufsichtsbehörde auf 1. Juli d. J. festgesetzt werden wird. Bis dahin muß daher auch der Haushaltsplan der antragstellenden Gemeinde für 1931 festgelegt sein, da ein solcher notwendiger Bestandteil eines Zuschußantrags ist. Wegen einer Veräumlichung der Einreichungsfrist, die sich nicht durch besondere Umstände entschuldigen läßt, wird keinerlei Rücksicht mehr geübt werden.

Bermischtes.

Durch eine Maß Bier vom Tode errettet. In einem Münchner Krankenhaus lag vor kurzem ein Mann, der bei

einer Wirtschaftskrankheit schwere innere Verletzungen in der Magengegend davontrug. Man gab den armen Teufel schon auf und die Krankenschwester fragte ihn, ob er noch einen Wunsch hätte. Da lachte der Logenwächter und verlangte eine Maß Bier, die er in geschunden Tagen so liebte. Der Arzt hatte nichts dagegen einzuwenden, da die Stunden des Kranken doch gezählt seien. Hierig verschlang der Patient das Bier und mußte natürlich alles wieder erbrechen. Seit jener Stunde aber geht es mit ihm aufwärts, denn durch die Bierrevolution wurde der Magen, der auf nichts reagierte, wieder angeregt und erfüllt nun wieder seine Aufgabe.

Das dreifache Mordgeheimnis des Japaners. Aus Utrecht wird gemeldet: Eine grauenhafte Bluttat kam vor dem hiesigen Strafgericht zur Verhandlung. Es handelt sich um das Drama im Hause des Professors Saporow, dem vor einigen Monaten drei Menschenleben zum Opfer fielen. Saporow, ein vornehmer Japaner, war früher als Regierungsbeamter in Ostindien tätig und kam vor einiger Zeit nach Holland, wo er an der Universität in Utrecht Studien betrieb. Mit ihm weilten auch seine Frau und seine zwei Kinder sowie der japanische Diener Sono in Utrecht, wo Saporow eine vornehme Villa gemietet hatte. Am 20. Januar erlitten Saporow nachmittags in seiner Wohnung, nachdem er einige Stunden mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten verbracht hatte, als er die Küche betrat, fand er Sono in einer Blutlache am Boden liegend; die Küche war von Gas erfüllt. Ueberall waren Blutspuren und Spuren eines verzweifelten Kampfes zu sehen. Im Schlafzimmer machte der Japaner eine furchtbare Entdeckung. Dort lag unter dem Bett die Leiche seiner Frau, neben ihr die leblosen Körper der beiden Kinder. Die drei Menschen waren durch Stiche in den Hals getötet worden. Ein Raubmord lag allem Anschein nach nicht vor, da Geld und Schmuck unverändert an ihrem Verwahrungsort lagen. Die Untersuchung ergab, daß der Diener Sono die grauenhafte Tat begangen und dann einen Selbstmordversuch unternommen hatte. Er wurde ins Krankenhaus gebracht und konnte gerettet werden. Jetzt hat er sich vor dem Gericht zu verantworten. Sono hatte schon in der Voruntersuchung den Mord eingestanden. Auf die Frage nach dem Mord erklärte er: „Derr und Frau waren mir böse, und das hielt ich nicht aus.“ Auch in der Verhandlung blieb Sono bei dieser Verantwortung. Die Herrin sei mit ihm in der letzten Zeit unendlich gewesen. Sie hatte ihm früher versprochen, ihn in der holländischen Sprache zu unterrichten und sich dann geweiht, ihr Versprechen zu erfüllen. Als er von dem Ausbruch des Russens Merawi erfuhr, hatte sich eine seltsame Unruhe und Erregung seiner bemächtigt. Er sei unfähig gewesen, seine Arbeit ordentlich zu besorgen, und als die Herrin ihn deswegen zur Rede stellte, habe er sie niedergestochen. Als die Kinder auf ihre verzweifelten Rufe ins Zimmer gelaufen kamen, habe er auch sie getötet. Der psychiatrische Sachverständige, ein Arzt mit langjährigen Erfahrungen in den Tropen, bezeichnete Sonos Tat als „typisch japanisch“. Wenn auch Unzurechnungsfähigkeit nicht vorliege, so sei er doch in dem minderen Maße zurechnungsfähig, da die Eingeborenen völlig anders empfinden und handeln, als dies der Denkweise eines Europäers entspreche. Die Verurteilung des Urteils wird am 21. April erfolgen. Der Staatsanwalt hatte 20 Jahre Zuchthaus beantragt.

Ein weiblicher Abjalon

Prag, 15. April. Ein furchtbares Ereignis trug sich in Nantacs in der Tschekoslowakei zu. Der Gutbesitzer von Branel hatte eine 18jährige Tochter Kranka mit Namen. Das Mädchen war durchaus modern, es war ein richtiges Sportgirl. Nur in einer Beziehung war sie rückständig. Sie trug keinen Brustkorb, sondern ließ ihr schönes langes Haar über die Schultern herabwallen. Kr. Branel war eine ebenso gewandte, als auch leidenschaftliche Reiterin. In einer Allee erreichte sie nun das Verhängnis. So wie einst Abjalon blieb auch sie mit ihren Haaren an dem Ast eines der Alleebäume hängen. Ihr Pferd rannte aber nicht unter ihr davon. Kr. Branel konnte sich nicht aus dem Steigbügel befreien und wurde buchstäblich bei lebendigem Leibe stakawitz. Das Mädchen starb bereits nach einigen Stunden.

Die kleine Frau Storkow

Esotri rief man das Präsidium an. Eine Stunde später war der diese Direktor Koegel abgeholt. Vorläufig leugnete er noch. Hans Jordan aber dankte Maria warm. Es klang wie Bewunderung vor ihrem klaren Geiste in seinen Worten.

Am Nachmittag war die erste Sitzung mit den Russen, der außer der vollzähligen russischen Delegation, Generaldirektor Jordan, Direktor von Weidner, Direktor Eperhazy, Direktor Scholz und Oberingenieur Leutschental beiwohnten.

Außerdem fungierten Carla und Maria als Stenotypistinnen und Protokollantinnen, sowie Maria speziell als Dolmetscherin.

Die Sitzung wickelte sich außerordentlich rasch und sachlich ab. Daran war Maria zum guten Teil schuld, denn sie erledigte sich ihrer Aufgabe in einer fabelhaften Weise.

Ihre Einfühlungs- und Auffassungsgabe war ganz hervorragend.

Erst sprach man französisch. Bis einer der Russen sich Mühe gab, er hatte es sich gar nicht überlegt — es war Direktor Jabel — russisch antwortete.

Esotri griff Maria ein. Ueberlegte, mehr als das. Sie gab den Worten des

Direktors erst die richtige Bedeutung, schuf eine Prägnanz des Ausdrucks, die jedes Mißverständnis ausschloß.

Von jetzt ab sprach man Deutsch und Russisch.

Roll Bewunderung blühten die Russen und Deutschen auf das junge zarte Wesen, das in der schwierigen Materie so fasselt war, das sofort verstand, um was es ging, das instinktiv fühlte, was hin und wieder zwischen den Worten lag.

Und so kam es, daß man sich binnen zwei Stunden in den Hauptunterschied des ganzen Planes einig war.

Nur an einem Punkte haperte es noch: das war: deutsche Arbeiter... oder russische. Die russischen Delegierten wollten, daß die Arbeiten nur von den deutschen Ingenieuren geführt wurden, daß sonst aber nur russische Staatsangehörige Verwendung finden sollten.

Darauf glaubte aber der Generaldirektor nicht eingehen zu können, denn er hatte das Gefühl, daß ihm doch die große Zahl der benötigten intelligenten und geschulten Kräfte nicht zur Verfügung stand. Die Russen aber hielten sich darauf, daß die Hochschule der Elektrotechnik über so viele gutgeschulte Kräfte verfüge, daß dies nicht nötig sei.

Reinigung stand gegen Reinigung.

Hier griff zum ersten Male Maria mit einem eigenen Vorschlag ein. Sie sagte den Russen folgendes von sich aus:

„Meine Herren, welche Ansicht die Richtige ist, das läßt sich im Augenblick wohl kaum feststellen. Es würde daher wohl das Beste sein, wenn den deutschen Ingenieuren auch eine entsprechende Anzahl deutscher Monteure und Meister mitgegeben werden, möglichst nur Leute, die die russische Sprache vollkommen beherrschen. Diese Monteure und Werkmeister bilden gewissermaßen ein Lehrpersonal und haben die Aufgabe, die von der russischen Regierung zur Verfügung gestellten, für diese Leistungen in Frage

kommenden russischen Kräfte, anzunehmen. Also gewissermaßen ein Lehrkörper. Damit würden die russischen Belange gewahrt und gleichzeitig die Gewähr für ein rasches, sicheres Arbeiten gegeben. Kommt der Auftrag für die Allgemeinen Deutschen Elektrizitätswerke in Frage, dann beginnt die Arbeit doch allmählich und steigert sich nach und nach. Es wird dann möglich sein, daß alle russischen Kräfte reiflose und rechte Verwendung finden.“

Direktor Jabel hatte das Gefühl, daß dieser ausgleichende Vorschlag von Maria ausging. Er lächelte ihr zu. Wechselte mit seinen Kollegen einen Blick.

Eine kurze Diskussion setzte ein.

Der Vorschlag gefiel. Jabel ergriff das Wort und sagte, daß der Vorschlag annehmbar erscheine. Maria möchte ihn doch den deutschen Kontrahenten interpretieren. Maria erwiderte, denn sie erkannte, daß Jabel weggeföhrt hatte, daß der Vorschlag ihrer eigenen Initiative entsprungen war.

Maria wandte sich dem Generaldirektor zu.

„Die Herren der russischen Delegation meinen...“

Aufmerksam hörte man ihr zu. Atmete erleichtert auf. Das war bestimmt ein gangbarer Weg.

Man einigte sich auf der Basis.

Nach zweieinhalb Stunden Zeit war man am Ende.

Am nächsten Tage sollte dann die Finanzierung des ganzen Elektrifizierungsprogrammes durchgesprochen werden.

Generaldirektor Jordan schloß die Sitzung. Die Herren erhoben sich. Die Russen umdrängten ihre Landsmännin. Jabel sagte lächelnd: „Maria Ivanowna, an Ihnen ist eine Diplomatin verloren gegangen.“ Maria lachte verlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Humor in der Schule

Aus Niederschriften von Berufsschülerinnen.

Die Schulfreiheit ist das Recht und die Pflicht der Frau, das gemeinsame Hauswesen zu führen. Durch Eintragung in das Güterregister des Amtsgerichts kann einer verheirateten Frau die Schlüsselgewalt entzogen oder eingeschränkt werden. Dagegen ist Einbruch der Frau beim Vormundschaftsgericht möglich.

Ueber diese Bestimmungen des bürgerlichen Rechts sprechen in den Köpfen unserer Schülerinnen recht eigenartige Vorstellungen.

Der eine kleine Blütenlese:

Die Schlüsselgewalt ist das Recht und die Pflicht der Frau, das gemeinsame Hauswesen zu führen.

Durch Eintragung in das Güterregister des Amtsgerichts kann einer verheirateten Frau die Schlüsselgewalt entzogen oder eingeschränkt werden. Dagegen ist Einbruch der Frau beim Vormundschaftsgericht möglich.

Eine dritte Schülerin, die recht skrobatenhaft veranlagt zu sein scheint, behauptet sogar: „Dagegen ist Einbruch der Frau beim Vormundschaftsgericht möglich.“

Der Zauffleur flüchtet... Max Hansen, der beliebte Berliner Bühnenkünstler, befiel leider auch den Ggigen, Stride zu schreiben. Dieser Tage sagte ein Kollege zu ihm: „Also Max, am 1. Juli fahen wir an die Ostsee.“ „Ja kann ja nicht“, antwortete Hansen, „denn am 1. Juli kommt mein neues Lustspiel heraus, und ich habe mich verpflichtet, darin die Hauptrolle zu spielen, solange es auf dem Repertoire steht.“ „Na — schön“, entgegnete der Kollege, „dann fährst du eben — am 2. Juli nach.“

Die erste spanische Republik

Nicht zum ersten Male ist Spanien Republik, ebensowenig wie innere Unruhen erst eine „Erregung“ der neuesten Geschichte Spaniens sind. Von 1873 bis 1875 war Spanien Republik.

Bei der Entstehung der ersten Republik spielten just wie auch heute persönliche Triebkräfte eine große Rolle. Die Königin Isabella hatte in dem Künste- und Intrigenpiel der Parteien loszusagen aufs falsche Pferd gesetzt. Sie unterstützte mit der Partei der „Gemäßigten“. Damit war auch manch ephemerer Progressivismus die erste Karriere verlor. Der Admiral Topete y Cordoba entsetzte einen Aufstand; aber dennoch dachte niemand daran, den Thron selbst zu stürzen. Spanien wurde loszusagen Republik wider Willen. Nach der Vertreibung Isabellas, die sich dem französischen Boden aus zu protestieren, später dann (25. Juni 1870) zu Gunsten ihres Sohnes abdankte, war Spanien auf der Königsthrone und zunächst nicht mit der Bildung einer Republik befasst. Aber es war nicht leicht, auf diesen Thron in einem so unruhigen Lande und unter ungünstigen Wirtschaftsverhältnissen einen König zu bringen. Der König von Portugal, der Gelegenheit erhalten hätte, Spanien und sein Land unter ein Szepter zu vereinigen, hielt es für besser, darauf abzuweichen. Man dachte an einen hohenzollern-Prinzen. Aber diese Frage rief den deutsch-französischen Krieg hervor, da bekanntlich das „friedliche“ Frankreich schon die Möglichkeit, das ein hohenzollern die Krone des benachbarten Landes trage, ebenso bekämpfte wie heute die „Schicht einer Jollunien zwischen Deutschland und Österreich.“ Das ist sich um eine Dornenkrone bewelte, durfte ein italienischer Prinz erfahren, der zweite Sohn des Königs Viktor Emanuel, Ferdinand Amadeus, der sich zu deren Annahme überredet ließ. Einige Jahre Erlebnis- und Erfahrungen genossen ihm, um am 11. Februar 1873 auf die Königswürde zu verzichten.

Der letzte Ausweg war denn schließlich doch die Republik. Bemerkenswert ist, daß sie ebenso föderalistisch gebildet wurde, wie die in diesen Tagen proklamierte neue spanische Republik. Der spanische Republikanismus zieht ja aus dem Föderalismus auch große Kräfte. Die leitende Idee der Republikaner war und ist die, die einzelnen Provinzen Spaniens in selbständige Kronländer umzuwandeln, die dann zusammen einen von lockerem Band umschlungenen Föderativstaat bilden sollten. Damit ist auch dem Ergebnis von zahlreichen Präsidenten- und Ministerkandidaten großer Spielraum gelassen. In der Republik von 1873 konnte zwar dieses Streben nicht zum Ziele gelangen.

Die neue Republik war nur von kurzem Bestand und die republikanische Fehne hand bald im Zeichen des Kampfes. Während sich die Reichsregierung um das Königtum von Don Carlos scharte, brach sich im Süden des Landes

Die Landwirtschaft im März

In der Lage der Landwirtschaft ist nach den Berichten deutscher Landwirtschaftsanstalten auch im Monat März eine unruhige Wendung zum Besseren nicht eingetreten. Die Viehhaltung für landwirtschaftliche Erzeugnisse, insbesondere für Bereidungsprodukte, muß nach wie vor als ungenügend angesehen werden. Der freie Grundbesitzbesitzer steht überall vor vollstündiger Zwangsversteigerung mehrerer Hektar. Die Arbeitslosigkeit hat sich nicht gebessert. Steuerliche Erleichterungen in den Obkulturbereichen konnten bisher an der Gesamtanlage nichts ändern.

Infolge des ungünstigen Wetters sind die Feldarbeiten sehr zurückgeblieben. Erst im letzten Drittel des Monats konnte in etwas größerem Umfang mit den Frühjahrsoberarbeiten begonnen werden. — Der Stand der Wintergerne wird im allgemeinen als befriedigend bezeichnet. — In verschiedenen Gebieten wurden Raufschäden festgestellt. — Wegen der Schneedecke war ein umfassendes Urteil über Wintergerne noch nicht zu gewinnen. Auf Feldergerne, besonders auf Kleefeldern, wird vereinzelt Raufschaden gemeldet.

Die Arbeiten zur Blüte und Düngung des Grünlandes haben begonnen. Für Ausweitung der Grünlandwirtschaft zeigt sich weiterhin reges Interesse, ebenso für Anlagen zur Futterkonservierung und Kartoffelzucht.

Die anliegenden Getreideernte hatten für die große Mehrheit der Landwirte keine entscheidende Bedeutung, da der größte Teil der Ernte bereits zu den niedrigeren Preisen verkauft werden mußte. — Auf den Schlacht-, Metz- und Fleischmärkten war der Handel stark gedrückt. Die Preise sind noch weiter zurückgegangen. Nur für gutes Pferdemeat bestand teilweise regeres Interesse bei anziehenden Preisen. Die katastrophale Lage der Schweinemärkte, sowie das Ergebnis der letzten Schweinefleischprüfung vom 2. 3. März vereinigt zu einer Einschränkung der Schweinehaltung. Der größeren Leistungen der Milchviehbestände fanden Preisrückgänge für Milch- und Molkereierzeugnisse gegenüber. Trotz der niedrigen Eierpreise hält das Interesse für rationelle Geflügelzucht an. Die genossenschaftliche Eierverwertung ist in weiterer Ausdehnung begriffen.

Die schlechte Witterung ist besonders nachteilig für den Gartenbau gewesen. Die Frühgemüskulturen sind in ihrer Entwicklung zurückgeblieben. Bei den Obstkulturen hat die Schädlingbefallung begonnen. Aus Süddeutschland wird

Zahnpflege beim Kinde

Vom Milchgebiß zu den bleibenden Zähnen.
Von Zahnarzt Dr. Walter Dons.

Es wird heute noch vielfach von Eltern und Erziehern übersehen, daß auch bei Kindern eine jährliche Kontrolle der Milchzähne erforderlich ist, um Schädigungen des bleibenden Gebisses rechtzeitig vorbeugen zu können.

Die Ansicht, daß es sich ja „nur“ um die Milchzähne handle, die später von selbst ausfallen, ist irrig. In vielen Fällen weist sich der Uebergang vom Milchgebiß zum bleibenden Gebiß nicht so reibungslos ab, wie die Natur es vorgegeben hat. Während sich bei den Schneidezähnen meist keine Schwierigkeiten während des Zahnwechsels ergeben, bleiben von den Milchbackenzähnen häufig Zurückstände, die für den regelmäßigen Durchbruch der bleibenden Zähne sehr hinderlich sein können. Diese Erscheinung tritt vor allem dann auf, wenn die Milchzähne kariös geworden sind. Die Karies (Zahnfäule) ist leider eine Erkrankung, die nicht nur die bleibenden Zähne befallt. Auch die Milchzähne werden von ihr befallen, und vielfach erfolgt Zerstörung der Zahnhäute mit unangenehmen Begleiterscheinungen, wie Zahnelentzündungen, Vereiterungen und Füllbildungen.

Kommt es zu schweren fäulnisartigen Zerstörungen der Milchzahnkrone, so bleiben häufig die Wurzeln dieser Zähne im Kiefer zurück, ohne von dem normalen Abbauprozess betroffen zu werden. Dadurch werden häufige Entzündungen für Bakterien erdandt, die eine große Gefahr für den unter dem Milchzahn liegenden bleibenden Zahn bilden. Auch die in der Nachbarschaft solcher kariöser Wurzeln liegenden Zähne sind gefährdet. Aber noch in anderer Weise können derartige Zurückstände den Aufbau des bleibenden Gebisses dadurch, daß sie dem durchbrechenden bleibenden Zahn den ihm zutreffenden Platz verweigern und ihn zwingen, sich einen anderen Platz zu suchen. Es kommt dann zu Unregelmäßigkeiten in der Stellung der einzelnen Zähne.

Es erscheint verständlich, daß auch den Zähnen des Kindes die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Im allgemeinen ist mit dem dritten Lebensjahr der Durchbruch der Milchzähne beendet und es ist von diesem Zeitpunkt ab besonderer Wert auf die Pflege der Zähne zu legen. Die Kinder sind zu einer regelmäßigen Säuberung des Mundes morgens und abends anzuhalten. In acht ist besonders darauf, daß sich beim Schlafengehen keine Speisereste mehr im Munde und zwischen den Zähnen befinden. Eine weitverbreitete Ursache ist es, Kindern Schokolade, Bonbons oder Süßigkeiten vor dem Einschlafen zu geben. Der dann mit Zucker gesättigte Speichel ist für den Zahnschmelz außerordentlich gefährlich. Es ist unbedingt darauf zu halten, daß nach dem abendlichen Genuß von Süßigkeiten das Gebiß kurz vor dem Einschlafen nochmals

die Anhänger der sozialistisch-revolutionären Partei mehrere Städte, besonders des Kriegshafen Cartagena.

Wenn auch beide Richtungen sich nicht im erhofften Maße durchzusetzen vermochten, so drang doch die Heberzeugung ins Volk, daß es nicht im Interesse des Landes liegen könne, wenn durch den Kampf ephemerer Streber die Entwicklung von Staat und Wirtschaft gehindert würde. Wenigstens sollte die oberste Stelle des Staates dem persönlichen Streit entzogen sein. Der Königsgedanke gewann rasch an Boden. Ohne besondere Kräfteanstrengungen bewählte man am 30. Dezember 1873 das Leben der erst zweijährigen Republik und der Sohn Isabellas, Alfons XII., übernahm am 11. Januar 1875 die Königsgewalt. Daß es sich dabei nicht um eine Frage der Persönlichkeit handelte, sondern um das monarchistische Prinzip, das nicht sich, als nach zehnjähriger Regierung am 29. November 1886 der König Karl III. ohne Schwierigkeiten konnte damals die königswürdige Maria Christina als Regentin, vorläufig für ihre Tochter Mercedes, später dann für ihren am 17. Mai 1886 geborenen Sohn Alfons XIII. die Regierung übernehmen.

Einreise nach Spanien

Vom Arbeitsamt Forstheim wird uns geschrieben:

Nach den Berichten von amtlichen deutschen Vertretungen in Spanien hat die Einreise von deutschen Arbeitssuchenden — namentlich Jüngeren — nach Spanien und das Durchwandern mittellose Deutscher innerhalb Spaniens in letzter Zeit erheblich zugenommen. Die Hoffnung der Arbeitssuchenden, in Spanien leichter Arbeit zu finden als in Deutschland, schlägt in der Regel fehl. Die organisierte Stellungsvermittlung in Spanien steht zum Teil nur spanischen Arbeitern zur Verfügung; soweit sie auch ausländischen (deutschen) Arbeitern zugänglich ist, kommen deutsche bei ihr selten oder gar nicht zum Ziele, denn der Andrang spanischer Arbeitsloser ist angesichts der auch in Spanien herrschenden schlechten Zeiten sehr groß. Auch sind Löhne und Arbeitsbedingungen für deutsche Arbeiter, die mit Sprache, Klima usw. nicht vertraut sind, oft ungenügend. Deutsche Hilfsvereine in Spanien sind nicht mehr in der Lage, die in großer Zahl vorkommenden Deutschen wie bisher zu unterstützen. Es bleibt ihnen nur übrig, diese Leute sich selbst zu überlassen und ihnen zu empfehlen, sich auf dem kürzesten Wege nach Deutschland zurückzugeben. Auch die amtlichen deutschen Vertretungen können jenseit für eine geldliche Unterstützung der in Not geratenen Deutschen nicht in Betracht; nach den bestehenden Vorschriften können sie in der Regel nur zur Heimbeförderung nach Deutschland verhelfen.

Gelichter Raketenstark

Conabrid, 25. April. Heute glückte am Ochsenmoor südlich des Dämmerfess ein Raketenstark des Conabriders Ingenieurs Tillig. Nach dem Start einiger Modelle ließ Tillig die eigentliche Rakete steigen, die eine Höhe von 300 Metern erreichte, dort zwei Riegel entfaltete und nun in langsamem Segelflug in der Höhe des Startplatzes wieder landete. Das Modell war unbeschädigt und wurde sofort in einem zweiten Start benutzt. Dann kam noch ein flaches Flugmodell zur Vorbereitung, die festschirmartig wieder zu Boden kamen. Tillig glaubt, daß er in Jahresfrist mit einem größeren, bemannten Modell seine Vorführungen wiederholen kann.

fehlern macht man bei der Fütterung. In den ersten 24 Stunden brauchen die Küden bekanntlich überhaupt keine Nahrung und nehmen gewöhnlich auch nichts an. In der Meinung, daß das Küden im Ei ja nur vom Eiblast genährt worden sei, verabreicht man dann nach unklarer Methode gar hartgekochte Eier und bedarf nicht, daß damit an die Verdauungskraft der kleinen Lebewesen Anstöße gesetzt werden, denen diese nicht gewachsen ist. Als Körnerfutter verabreicht man gewöhnlich Dinkel, welche geschält ein sehr einseitiges Futter darstellt und ungeschält meist unverständlich abgibt. Diese Art Fütterung ist teuer und schlecht. Heute versteht man zweckmäßig nach folgender Methode: Man laßt sich eine Feingröße, bestehend aus einer Reihe feinstgemahlener, leicht verdaulicher Körnerbestandteile. Diese gibt man in der ersten Lebenswoche ausschließlich den Küden als Futter, wenn Säugling oder nicht, sondern groben Sand und sauberes Wasser das man mit Vorteil abgeben kann, zur Verfügung zu stellen. Am besten freit man die Größe auf eine Sandunterlage. Diese Feingrüßen kosten nicht mehr als Dinkel. Wenn die Küden eine Woche alt sind, muß man neben dieser Größe ein Kraftfutter verabreichen, denn nur dann ist ein ausreichendes Wachstum gesichert. Dieses Kraftfutter wird in Schrotform verabreicht und soll den Küden tagsüber in kleinen Trögen immer zur Verfügung stehen. Ein bis zweimal am Tage nengt man derartiges Schrotfutter mit frischer Milch, frischer Buttermilch oder Sauermilch — auch heißes Wasser läßt sich verwenden — zu einer krumeligen Masse an und verabreicht dies als Weichfutter. Man beachte aber, daß Kasse niemals geben dürfen, denn angefeuchtetes Futter ist Gift. Dieses Kraftfutter erhalten diese Tiere bis sie ausgewachsen sind. Von der vierten Woche ab gibt man an Stelle der Feingröße eine grobe Größe, ungefähr von der zweiten Woche ab können hierfür Körner treten. Die genannten Futtermittel sind munterpflügig zusammenzusetzen in den verschiedenen Sorten den Jofama-Küden-Futters. Nebenbei muß man sehr darauf achten, daß das Ungeziefer die Küden nicht schädigt! Kuhflöhe, Hais und unter dem Schwanz verreibt man zeitweilig etwas Seifeöl und achtet darauf, daß die Schlafkammern von Ungeziefer frei sind. Ein großer Teil der Millionen von Küden wird alljährlich durch Ungeziefer vernichtet oder wächst infolge der dauernden Unruhe in Schwächlingen heran. Man werde Mitglied von Geflügel- und Tierärzten und lasse sich von maßgebenden, langjährig erfahrenen Jägern über rationelle Geflügelhaltung belehren.

Küdenfütterung

(Mitgeteilt vom Geflügel- und Kanarienvogelzuchtverein Wittenfeld.)

Aufgrund vielfacher Versuche in den hiesigen Verbundanstalten für Geflügelzucht gilt es heute als feststehend, daß falsch angezogene Küden später nie leistungsfähige Legetierinnen werden. Diese Erfahrung macht man ja auch auf dem Gebiet der Großschafzucht und versteht mit Recht deshalb der Aufzucht besondere Sorgfalt zu. Nachstehend seien einzelne Fehler genannt, die insbesondere in der häuslichen Geflügelhaltung gemacht werden: Nach alter Gewohnheit werden die Küden, wenn sie schlüpfen, der Luft entnommen und an einem warmen Blöden, meist auf dem Ofen, so lange aufbewahrt, bis das Leichte gebildet ist. Schon diese Methode ist falsch, denn Küden bedürfen in den ersten Tagen einer gleichmäßigen Wärme von ungefähr 20 Grad Celsius. Diese Wärme spendet ihnen am besten die Waise, oder das Küdenbleib, wenn man künstlich betreibt. Man läßt deshalb auch während des Schlüpfens die Küden ungeschält bei der Alten und entfernt lediglich die Schalen. In den ersten 8 Tagen werden die Tiere mit der Brustbrust zweckmäßig in einem temperierten Raum, dann können sie bei günstigen Wetter ins Freie gelassen werden. Hais und Wind bleiben aber auch dann noch beachtenswerte Feinde der Jugend! Die Dauer-

Handel, Verkehr und Volkswirtschaft.

Der Holzmarkt.

Am deutschen Holzmarkt ist die längst erwartete Frühjahrsbestellung wieder in bescheidenem Umfang erfolgt. Das Angebot in Rundholz übersteigt immer noch die Nachfrage. Beim Laubrundholz ist nur Ware von guter Beschaffenheit einigermaßen veräußert. Der Grubenholzmarkt zeigt stark rückgängige Tendenz im Absatz und in den Preisen. Die Verhältnisse am Papierholzmarkt sind immer noch unbefriedigend, die Papierfabriken zeigen für das Jahresangebot wenig Kaufneigung, während die Zufuhr aus dem Ausland immer noch beträchtlich ist. In der Frage der Papierholzeinfuhr sind Verhandlungen zwischen Vertretern der Forstwirtschaft und der papierholzverarbeitenden Indu-

strie im Gange mit dem Ziele, eine Art Einabnahmegarantie für ein bestimmtes Jahresquantum deutschen Papierholzes zu schaffen. Etwas hoffnungsvoller — was den Absatz, nicht was die Preise betrifft — als auf dem Rundholzmarkt sieht es auf dem Schnittholzmarkt aus. Hier wird eine saisonmäßige Belebung doch fühlbar. Soweit in den letzten Wochen Kadelstammholz verkauft werden konnte, bewegten sich die Erlöse bei üblicher Beschaffenheit und Abfuhrlage im Schwarzwald, im Mittel-, Nordost- und Unterland um 60 bis 65 Prozent, in Oberschwaben und Hohenzollern zwischen 50-55 Prozent der Landesgrundpreise. Die Absatzlage für Kadelholz hat sich in der Zwischenzeit nicht verändert. Vereinzelt konnten zu Preisen um 60 Prozent, je nach Klassenverteilung, Verfuhr und Frachtlage abgesetzt werden. Kadelholzforderungen wurden am großen Markt zu Preisen zwi-

schen 70-80 Prozent bewertet, während von örtlichen Verkäufen meist Erlöse zwischen 80-100 Prozent gehört wurden. Die Nachfrage ließ auch hier zu wünschen übrig. Der Rundholzmarkt geht für dieses Jahr seinem Ende zu. Soweit noch Eichenstammholz zum Verkauf kam, bewegten sich die Erlöse für Holz von guter Beschaffenheit zwischen 80-90 Prozent der Landesgrundpreise; geringere Eichen wurden zwischen 60 bis 75 Prozent bewertet. Für Rotbuche hat die Kaufneigung des Marktes schon stark nachgelassen. Soweit noch Abschlässe getätigt werden konnten, bewegten sich die Erlöse je nach Beschaffenheit und Abfuhrlage des Holzes zwischen 70 und 80 Prozent der Landesgrundpreise. Der ganze Holzabsatz dieser Einschlagsperiode steht unter dem Zeichen der Schleuderverpreise, die nur noch einen Teil der Betriebsausgaben decken.

Der Detektiv des Kaisers

Was der „Meisterespion“ Kaiser Wilhelms II. erlebte.

Aus den Erinnerungen des Berliner Kriminalkommissars Gustav Steinhauer, Chef des Sicherheitsdienstes des ehemaligen Kaisers.

Copyright 1920 by Franziska Dr. K. Danneberg

Offiziere als Spione für Frankreich.

Sofort nach Empfang meines Auftrages hatte ich von London aus an meine Pension in Antwerpen befehligt, daß ich dann und dann in Antwerpen eintreffen werde und daß man mir zu dem Zuge von Dover-Ostende jemanden schicken möge, der meine Koffer abholen könne. A. hatte ich von London aus eine ganz belanglose Ansichtskarte geschickt. Ich wußte, daß er mit dieser Karte zu meiner Pension gehen und dort erfahren würde, daß ich nach Antwerpen komme. Ihm persönlich hatte ich es nicht mitgeteilt, damit ihm nicht etwa einfiele, daß ich feine Wege kenne. Ich fuhr von Berlin nach Ostende und blieb in einem Hotel ab. Nachdem ich meine Koffer gehörig mit Wadler, Londoner und Ostender Hotelzetteln befüllt hatte (von solchen Dingen hatte ich mir eine Sammlung angeeignet) fuhr ich nach Antwerpen.

Ich hatte mich in meinen Berechnungen nicht getäuscht. Auf dem Bahnhof war der Hausdiener der Pension, der meine Koffer in Empfang nahm und mir frohlockend erklärte, daß das beste Zimmer für mich hergerichtet sei. Als ich dann den Bahnhof zu Fuß verließ, kam mir, natürlich natürlich, Herr A. entgegen, grüßte und gab seiner Freude Ausdruck, mich wiederzusehen. Er wurde dabei in seinen Freundschaftsbezeugungen fast etwas aufdringlich. Noch am selben Abend holte er mich ab und wir waren von der Zeit ab fast täglich zusammen. Er war den Tag über in seiner Fabrik beschäftigt und ich hatte im Auftrage meiner Firma zu tun, so glaubte er wenigstens. Damit es in dieser Richtung hin auch immer klappte, hatte man mir auf meinen Wunsch vom Generalstab noch einen sehr tüchtigen Menschen, einen Belgier, zur Verfügung gestellt. Peter, so hieß er, war ein sehr gewandter und lebenswürdiger Mann, der flämisch, deutsch und französisch gleich gut sprach. Er sicherte mir dadurch den Rücken, daß wir, und zwar in Gegenwart des A., oft stundenlang über mein Projekt des Straßenbahnbaues verhandelten, wobei ich manchmal verstoßen ein Gähnen unterdrückte.

So waren schon vier Wochen ohne Ergebnis verlaufen.

Wir, A. und ich, hatten uns inzwischen fast wirklich angefreundet. Fast jeden Abend saßen wir in unserem Restaurant oder im Café Shakespeare zusammen. Er hatte eine große Zuneigung zu mir gefaßt und konnte, wie er mir einmal erklärte, kaum schlafen, wenn er mit mir nicht geplaudert hatte. Auch mir fiel mein Auftrag sehr schwer, denn ich hatte ihn als einen zwar leichtfertigen, aber sehr intelligenten und gebildeten Menschen kennengelernt. Dann geschah allerdings etwas, was alle freundschaftlichen Gefühle, die ich bei mir für ihn angeammelt hatten, mit einem Schlag vernichtete. Wir saßen eines Abends, nachdem wir vorher in einem Restaurant gegessen und getrunken hatten, wie fast immer im Café Shakespeare zusammen, um anderen Kaffee zu trinken, und befanden uns in ziemlich animierter Stimmung.

Nach einiger Zeit nahmen an unserem Tisch zwei Herren Platz, von denen sich der eine als belgischer Artilleriehauptmann vorstellte. Dieser und A. kamen auf Granaten zu sprechen und zwar war der Belgier der Fragende. Ich wurde von keinem Begleiter in Anspruch genommen, konnte also, ohne Mißtrauen zu erregen, auf das Gespräch der beiden nicht so genau achten. Plötzlich zog A. einen Zettel aus der Tasche und

zeichnete auf der weißen Marmorplatte unseres Tisches die innere Konstruktion einer Granate mit Zeitzünder.

Ich glaube wenigstens, daß es ein Zeitzünder war, jedenfalls war es eine Neuerung an unseren Granaten. Natürlich gab er auch die nötigen Erklärungen zu den Zeichnungen. Dem Belgier schien es aufgefallen zu sein, daß ich mich um ihre Unterhaltung kümmere, denn er fragte den A. im leisen Tone, wer ich sei. Obwohl er von letzterem eine beruhigende Antwort bekommen hatte, änderte er noch das Gesprächsthema, bedeckte aber die Zeichnungen, während er unabsichtlich, mit Zeitungen. Ich nehme an, daß er sich später die Blatte mit der Zeichnung gesichert hat.

Auf dem Nachhausewege fragte ich A., wer das gewesen sei und was er ihm da aufgeschrieben habe. Er gab mir an, daß es ein belgischer Offizier sei, der sich für deutsche Granaten interessiere. Mehr war aus ihm nicht herauszubekommen, aber ich habe die Überzeugung, daß er damit auch Geschäfte gemacht hat. Meine Sympathie für ihn war durch dieses Erlebnis vollständig geschwunden.

Inzwischen waren meine Chancen, ihn nach Deutschland zu bringen, sehr gesunken. Obgleich kein Vorkriegs- oder dazwischenzeitlicher Angehöriger, wies er doch jeden Verdacht, mit mir einmal einen Absteher nach Köln oder Baden zu machen, um uns dort zu amüsieren, weit von sich. „Nicht wenn Sie mir eine Million auf den Tisch legen“, pflegte er zu sagen, wenn ich einmal solche Anspielungen machte.

Wieder verstrichen vierzehn Tage, ohne daß ich weiter mit ihm gekommen wäre, und ich war bald daran, um meine Rückbefreiung zu bitten, als ich schließlich, einer plötzlichen Eingebung folgend, doch noch zum Ziel kam. Es war am Vorabend des Pfingstfestes, wir hatten zusammen gegessen und viel getrunken und befanden uns auf dem Heimwege. Ich war sehr mißmutig. So hatte an diesem Abend

wieder viel Geld gekostet, denn der Zahlende war immer ich, und gerade um diese Zeit war A. sehr ausgepumpt, ein Erfolg war aber noch immer nicht in Aussicht. Dabei rieselte ununterbrochen ein feiner kalter Regen nieder. Vor meinem Hause angekommen, nahmen wir Abschied, wobei er mir das Versprechen gab, mich am nächsten Morgen zum Gottesdienste abzuholen. Während ich noch innerlich über meinen bisherigen Mißerfolg nachdachte, kam mir plötzlich ein Gedanke.

Ich hatte dem A. anfangs erzählt, daß ich in Neuch, einem kleinen Ortchen an der Grenze zu Herbesthal, Verwandte habe, einen Gutsbesitzer mit zwei Töchtern. Trotz mehrfacher Einladungen wollte ich sie aber nicht besuchen, da ich mich als Deutsch-Amerikaner der deutschen Militärpflicht entzogen hätte und immer noch Sorge habe,

man könnte mich in Deutschland verhaften und in den Soldatenstock stecken. Darauf baute ich jetzt meinen Plan.



Der belgische Artilleriehauptmann, an den Leutnant A. militärische Geheimnisse verriet.

Es war drei Uhr morgens, als ich meine Wohnung betrat, mich an den Schreibtisch setzte und einen Brief an mich, datiert aus Neuch, schrieb. In diesem Briefe bat mich mein angeblicher Onkel und seine reizenden Töchter, ihr Dasein am Pfingsttage doch durch meinen Besuch zu verschönern. Um allen Einwendungen vorzubeugen, fügte er einen Hundertfrankstücken bei. Erhalte er kein Telegamm, so erwarte er mich bestimmt mit Fuhrwerk in Herbesthal. Dann noch eine kleine Nachschrift von den Töchtern, daß sie sich sehr auf mein Kommen freuten. In diesem Briefe legte ich einen Hundertfrankstücken, versiegelte ihn gut, schrieb als Abänderer den Namen meines angeblichen Onkels, „Merlin, Gutsbesitzer, Neuch“ darauf und adressierte ihn an mich als Expreschrief. Dann brachte ich ihn zur Post. Ich requierte ja, daß der Brief um die Zeit bei mir abgegeben werden mußte, wenn A. bei mir war, um mich zum Kirchgang abzuholen. Um fünf Uhr war ich wieder in meiner Wohnung und legte mich schlafen.

Nach etwa zwei Stunden war ich wieder wach, machte Toilette und wartete in begreiflicher Aufregung auf den Postboten. Punkt neun Uhr betrat A. den Zylinder auf dem Kopfe, mit den Worten:

„Heines Wetter und kein Geld“

mein Zimmer. Ich sah noch beim Kaffee und forderte ihn auf, eine Tasse mitzutrinken, da ich ihn des Postboten wegen möglichst lange bei mir aufhalten wollte. Schließlich wurde es aber doch zehn, als ich endlich schwere Tritte auf der Treppe hörte. Es wurde an die Tür geklopft und auf mein „Herein!“ trat der Expreschote ein und überdrückte mit dem Brief. Nachdem er sein Trinkgeld erhalten hatte, las ich Adresse und Rückseite des Briefes und bemerkte ganz interesselos: „Ach, das ist wieder etwas von dem guten Onkel aus Neuch; der soll mich doch doch in Ruhe lassen.“ Ich riß den Brief aber doch auf und zwar so, daß ich den Hundertfrankstücken mit durchriß. Das Couvert zerfiel und ich mit der linken Hand, damit er nicht etwa die belgischen Marken sehen sollte, dann faltete ich den Brief auseinander, wobei die zerrissene Hundertfranknote auf den Boden fiel. Das war etwas für meinen Freund A.: „Mensch, da ist ja Geld drin, das können wir gerade gut gebrauchen“, rief er und nahm den Geldschein auf. Ich reagierete gar nicht auf seinen Ausruf, las den Brief ruhig durch und sagte dann vor mich hin: „Der ist ja verrückt, ich muß gleich depressivieren, das Geld geht zurück.“

Er wurde nun immer neugieriger. Als ich ihm dann den Brief vorlas, warf er seinen Zylinderhut auf das Bett, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief:

„Menschenkind, das Geld hidden wir nicht jurist, wir fahren hin.“

Jetzt war ich derjenige, der sich sträubte, und ihn aufmerksam machte, daß ich auf deutschem Boden von irgendeinem Polizisten angehalten und es sich herausstellen könne, daß ich nicht Soldat gewesen sei. Ich hätte wahrhaftig keine Lust, nochmal langamen Schritts zu üben. Nun laschte er und meinte, ob ich glaube, daß jeder Polizist eine Lippe aller Personen, die sich ihrer Wehrpflicht entzogen hätten, bei sich trage. Schließlich gab ich mich zufrieden. Auf dem Wege zum Bahnhof kaufte er, allerdings von meinem Hundertfrankstücken, zwei Bondonnieren für die Töchter meines Onkels. Er war eben ein „Kavalier“.

Um zwei Uhr saßen wir seelenvergnügt im Spießwagen des D-Zuges Brüssel-Namen. Kurz vor Herbesthal, während ich einen Augenblick meinen Sitz verlassen hatte, zeigte er eine gewisse nervöse Unruhe. Als wir unser Abteil aufsuchten, in dem wir allein waren, zog er plötzlich seinen Revolver, entscherte ihn und legte zu mir in fast drohendem Tone: „Hoffentlich geht alles ehlich zu.“ Ich war über diese plötzliche Anwendung so erstaunt, daß ich ebenfalls meinen Revolver zog, um mich zur Wehr zu sehen, weil ich wirklich glaubte, er hätte die Sache durchschaut. Es war aber nicht so, denn er erklärte mir beruhigend, daß wir ja nun nach Deutschland kämen und beide auf alle Eventualitäten gefaßt sein müßten. Darauf steckten wir lachend unsere Waffen wieder ein und machten uns zum Aussteigen fertig, denn der Zug lief in Herbesthal ein.

Wer in den letzten dreißig Jahren Herbesthal passiert hat, wird gewiß auch den großen freundlichen Portier S., dessen weißer Vollbart auf weite Entfernung hin leuchtete, gesehen haben. Dieser gute Mann, mit dem ich schon längere Zeit dienstlich zu tun hatte, wollte gerade mit freundlichem Grinsen auf mich zukommen, um mich zu begrüßen. Ich sah ihn jedoch so ernst, fast drohend an, daß er sofort merkte, daß ich nicht gefaßt sein wollte, denn er ging nunmehr ohne Gruß an uns vorbei. Ich ging mit A. in den Wartesaal, wo ich ihn bat, solange Platz zu nehmen, bis ich nachgesehen hätte, wo sich mein Onkel mit dem Wagen befindet. Er blieb auch ruhig sitzen und ich verständigte nun zuerst den Portier, indem ich ihm zurannte, auf A. zeigend: „Auspassen, daß der nicht entwischt, den will ich nachher festnehmen.“ Dann ging ich zum Stationsvorsteher — der Zug war inzwischen weitergefahren —, legitimierte mich und bat ihn, mir ein Stationszimmer und zwei kräftige Eisenbahnarbeiter, die im Zimmer postiert werden sollten, für kurze Zeit zur Verfügung zu stellen. Er kam meinem Wunsch gern nach. Ganz kurz weichte ich die beiden Arbeiter ein, indem ich ihnen sagte, daß ich nachher mit einem Herrn in das Zimmer käme, den ich festnehmen müsse. Sobald dieser Mann Miene machte, seine Schußwaffe zu ziehen, sollte er auf alle Fälle daran gehindert werden.

Nachdem alles prompt vorbereitet war, ging ich zurück in den Wartesaal, wo mich A. mit den Worten empfing: „Ich dachte schon, es wäre etwas passiert.“ Nach meinem: „Kommen Sie nur, mein Onkel wartet schon im Büro des Stationsvorstehers.“

gingen wir beide auf dieses, das sich am Ende des langen Bahnhofgebäudes befindet, zu. Ich öffnete die Tür, ging einen Schritt zurück und ließ ihn vorgehen. In der Mitte des Zimmers blieb er stehen. Da die beiden Arbeiter sich rechts und links von der Tür postiert hatten, konnte er sie nicht gleich bemerken, drehte sich aber dann kurz um und konnte gerade noch sagen: „Kann!“, als ich ihm auch schon den Revolver auf die Brust setzte und „Hände hoch!“ rief. Er ärgerte anfangs, als er aber den Ernst der Situation sah, kam er meiner Aufforderung nach. Nun trat ich einen der Arbeiter, ihm vorsichtig den geladenen Revolver aus der Tasche zu ziehen. Darauf meinte ich trocken: „Leutnant A., das Spiel ist aus! Ich bin Artillerieoffizier und habe den Auftrag, Sie auf deutschem Boden wegen Landesverrats festzunehmen. Es tut mir leid, aber ich tue nur meine Pflicht. Ich erkläre Sie hiermit für verhaftet.“ Er erwiderte niedergeschlagen: „Seien Sie froh, daß ich nicht zum Schuß gekommen bin, sonst wären wir beide jetzt erledigt.“

Ich ließ den Verräter in das kleine Gefängnis des Ortes überführen. Er bat mich auf Grund unserer bisherigen Freundschaft, ihm etwas zum Abendessen zu besorgen, welchem Wunsch ich natürlich nachkam. Auch ließ er sich eine der beiden Bondonnieren geben und bat schließlich noch um eine zweite wollene Decke, da es ihm im Gefängnis zu kalt war. Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß er versuchen würde, sich das Leben zu nehmen. Dader schnitt ich eigenhändig die starken Vorhänge, die sich an der Decke befanden, ab, um ihm die Möglichkeit, sich aufzuhängen, zu nehmen. Meine Befürchtung war aber grundlos. Er hatte sich, obwohl er einer schweren Bestrafung entgegen sah, in das Unabänderliche gefügt.

Es waren aufregende sechs Wochen für mich, aber die Belohnung blieb nicht aus: ein „Brauner“ und ein Belohnungsschreiben vom Kaiser.

(Fortsetzung folgt.)



